

**Predigt zu 1. Korinther 14,1-12  
(2. Sonntag nach Trinitatis,  
Auferstehungsgemeinde Mainz, 13. Juni 2021)**

Wenn es irgendeine Gemeinde gab, deren Kirchenvorstand ich nicht beneide, dann die Gemeinde in Korinth. Die zu leiten war bestimmt ein beinhardter Job. Ich skizziere mal die Situation: Korinth liegt ungefähr 75 km westlich von Athen an einer Landenge, die die Halbinsel Peloponnes mit dem Festland verbindet. Der Seeweg um die Peloponnes ist zeitaufwändig und ziemlich gefährlich, den will man möglichst vermeiden. Heute ist dort ein Schiffskanal, aber in der Antike gab es den Diolkos. Das war eine ungefähr 7 km lange asphaltierte Trasse, über die die Handelsschiffe auf Karren gezogen werden mussten. Archäologen haben ausgerechnet, dass man bis zu 180 Männer brauchte, um ein großes Schiff zu transportieren. Die einen lehnten sich in die Zugseile, die anderen schaufelten nassen Sand auf die Trasse, um die Reibung zu erhöhen, wenn es bergab ging. Das war richtige Knochenarbeit; wer da schuftete musste, der war abends fix und fertig.

Aber diese Schiffstrasse war natürlich auch ein riesiger Standortvorteil für die Stadt. Korinth war im ersten Jahrhundert ein Handelszentrum mit vielleicht 100.000 Einwohnern, hier konnte man sehr viel Geld verdienen, zum Beispiel auch im Bankensektor. Korinth und nicht Athen war die Hauptstadt der römischen Provinz Achaia. Die Böden im Umland waren besonders fruchtbar; Olivenöl und Textilien wurden exportiert, Marmor und Granit für Luxusvillen wurden importiert. Im Theater hatten 3.000 Zuschauer Platz; das kulturelle Leben blühte. Sportlicher Kampfgeist war wichtig; die Isthmischen Spiele wurden in Korinth ausgetragen. Die Stadt war wie ein Magnet und die Lebenshaltungskosten waren extrem hoch, genauso wie die Arbeitslosigkeit. Es gab ein Sprichwort: „Nicht jeder erreicht Korinth“ – das hieß: Wer hier mithalten konnte, der hatte es geschafft im Leben, aber das waren eben nicht viele. Historiker schätzen, dass 90 % der Bevölkerung am Existenzminimum lebten oder sogar darunter. Alles in allem sehen wir eine Metropole mit einem extremen sozialen Gefälle, mit wenigen Gewinnern und sehr vielen Verlierern.

Im Jahr 50 kommt der Apostel Paulus auf Missionsreise nach Korinth. Er findet Arbeit und Unterkunft und bleibt anderthalb Jahre in der Stadt. In dieser Zeit entsteht eine kleine christliche Gemeinde, die in ihrer sozialen Struktur genauso unausgeglichen ist wie der Rest der Gesellschaft: Eine Handvoll Wohlhabende und Gebildete gibt es und eine große Mehrheit, die tagtäglich ums Überleben kämpfen muss. Sklavinnen und Hafendarbeiter fangen an zu glauben, dass Gott sie liebt. Sie lassen sich taufen, treffen sich frühmorgens oder spätabends zum Gottesdienst, vor oder nach der Arbeit. Das Evangelium

gibt ihnen ihre Menschenwürde zurück. Überall sonst in ihrem Leben zählen nur Kraft und Schönheit. Überall sonst zählt nur das Geld. Aber bei Gott machen diese Menschen plötzlich andere Erfahrungen. Ich bin geliebt. Ich bin wertvoll. Christus ist für mich gestorben. Und auch das: Ich bin begabt.

Die Christen in Korinth erlebten nämlich, dass der Heilige Geist sich gerne über Grenzen hinwegsetzt. Menschen, auf die sonst keiner hörte, Frauen, Sklaven, völlig Ungebildete wurden plötzlich zu seinem Sprachrohr. Gott sprach durch sie mit Weisheit und mit Autorität wie früher durch die alten Propheten, wie durch Elia oder Amos. Und Menschen lernten beten, nicht in gepflegtem Griechisch oder Latein, sondern in ihrer Muttersprache, im breiten Dialekt, auf Rhoiessisch, wie ihnen der Schnabel gewachsen war. Es gab auch eine ganz fremdartige Form des Gebets; einige hatten nämlich die Gabe der Zungenrede. Sie beteten in Sprachen, die sie selbst nie gelernt hatten, in unverständlichen Lauten wie ganz kleine Kinder, und machten dabei die Erfahrung, dass sie Gott die Kontrolle über ihre Zunge überlassen konnten, dass der Heilige Geist quasi durch sie hindurch betete. Von Gott eine Stimme bekommen, Gottes Stimme werden – das war zutiefst beglückend.

Und trotzdem: Auch in Korinth fand Gemeindeleben nicht im luftleeren Raum statt. Die Menschen brachten die Welt, in der sie nun mal lebten, mit in den Gottesdienst, die Ellbogenmentalität und die ständige Angst, zu kurz zu kommen. Was sich nach und nach durchsetzte, war eine Haltung, in der es vor allem um eines ging: Wie hole ich hier das Meiste für mich raus? Wie hole ich das Meiste aus dem Glauben für mich raus? Wie hole ich das Meiste aus dem Gottesdienst für mich raus? Und nur wenige Jahre später sitzt Paulus in Ephesus und schreibt sich die Finger wund an diese Gemeinde in Korinth, die jetzt völlig auseinanderdriftet. Da gab es regelrechte Fanclubs für bestimmte Prediger, da schlichen die einen hungrig und verlegen in den Gottesdienst, den die anderen längst mit einer üppigen gemeinsamen Mahlzeit begonnen hatten, und da stritt man sich darüber, wer wann was im Gottesdienst sagen durfte und wer zu schweigen hatte. Und es gab schon wieder diejenigen, die sagten: Ich kann hier doch sowieso nicht mithalten.

Es waren krasse Verhältnisse in Korinth, aber ist uns die Grundfrage so vollkommen fremd? Was bringt mir der Gottesdienst? Was bringt mir die Gemeinde? Was bringt mir der Hauskreis? Was bringt es mir, wenn ich bete? Was habe ich davon, wie hole ich das Meiste für mich raus? So ganz weit weg von uns ist das doch nicht, oder? Aber ich kann doch auch nicht so tun, als hätte ich keine Bedürfnisse, als würde das alles überhaupt keine Rolle spielen. Und was ist, wenn die Bedürfnisse von verschiedenen Menschen

in der Gemeinde nicht zueinander passen? Paulus wählt ein konkretes Beispiel, eins der vielen Probleme im Gemeindealltag von Korinth, und zeigt daran, wie es gehen kann.

[Wir hören den Predigttext.]

„Bemüht euch vor allen Dingen um die Liebe“, damit beginnt Paulus. Ein Kapitel vorher hat er erklärt, was er damit meint. Das 13. Kapitel im 1. Korintherbrief ist das berühmte „Hohelied der Liebe“, das bei unzähligen Hochzeiten gelesen wird: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht .... die Liebe ist langmütig und freundlich .... nun aber bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe ....“ – Sie kennen das bestimmt. Eigentlich bezieht sich Paulus damit aber überhaupt nicht auf das Eheleben, sondern auf das Gemeindeleben. Das heißt: Das Hauptkriterium dafür, was in der Gemeinde stattfindet oder nicht stattfindet, ist immer die Liebe. Die Liebe ist der Maßstab und nicht das, was ich für mich persönlich rausholen kann, was mich ästhetisch oder intellektuell oder emotional anspricht.

Manche von Ihnen werden sich noch an unseren verstorbenen Kantor Erich Bettin erinnern. Er war derjenige, der uns das Singen beigebracht hat, mit seiner Stentorstimme und seinem Schwung. Und dann kam die Krankheit, die ihm erst die Stimme raubte und dann die Fingerfertigkeit. Trotzdem saß er Sonntag für Sonntag an der Orgel und es klang zunehmend furchtbar. Neben ihm saß immer ein zweiter Organist, um einzuspringen, wenn es gar nicht mehr ging. Aber ohne dass wir je darüber gesprochen hätten, gab es so eine Art stumme Verschwörung in der Gemeinde: Egal, wie falsch er spielt – wir singen stur geradeaus und lauthals und fröhlich wie immer! Das war unsere Art, ihm zu danken. Das war Liebe, die nicht auf die richtigen Noten bestand und nicht auf Perfektion. Und je schräger die Musik war, desto mehr Liebe steckte in diesen Gottesdiensten.

Ein Zweites: Ich darf die Form von Spiritualität pflegen und genießen, die Gott mir schenkt und die mir persönlich guttut, auch wenn das sonst kein Mensch nachvollziehen kann. In Korinth war das für etliche Gemeindemitglieder die Zungenrede, so befremdlich das auch auf andere wirkte. Paulus will das nicht abwürgen, im Gegenteil. Aber damals wie heute gibt es ein entscheidendes Kriterium dafür, was in den Gottesdienst und somit in die Öffentlichkeit gehört, und das ist die Frage: Eröffnen oder verbauen wir den anderen damit den Zugang zu Gott?

Hören alle das Wort Gottes in einer Sprache und in einer Formulierung, die sie auch verstehen? Können alle mitfeiern, auch die, die neu und fremd und nicht fromm sozialisiert sind? Ein Problem, das wir oft haben, hatten die Korinther noch nicht: Deren

Gemeinde war gerade mal fünf Jahre alt und schleppte noch keine liebgewordenen Traditionen mit sich herum. Ich persönlich genieße vielleicht die Lutherbibel, weil ich seit meiner Kindheit damit vertraut bin und weil sie ein großes Kulturgut ist, aber was ist mit denen, die sprachlich kaum noch folgen können? Hat die Lutherübersetzung in der Lesung ihren Platz oder eher in der privaten Bibellektüre? Und das Vaterunser zu beamen, stört vielleicht den Altarraum, aber es macht allen möglich, den Text mitzubeten. Niedrigschwelligkeit ist kein nettes Extra, sondern ein Zeichen dafür, dass der Heilige Geist unter uns zum Zuge kommt.

Und ein Letztes: Paulus rät den Korinthern, sich intensiv um die Gabe der prophetischen Rede zu bemühen. Und das sollen nicht ein paar Auserwählte tun, sondern die ganze Gemeinde. Propheten sind keine Hellseher, sondern sie sind Menschen, die aus Gottes Perspektive auf eine Situation blicken und die dann wegweisende Worte finden. Gottes Perspektive – wie schaut Gott wohl auf unsere Gottesdienste, auf unser Miteinander, wie schaut er auf unsere Familien, unsere Arbeit und unser Privatleben? Gottes Blick auf uns ist zuallererst liebevoll und nicht verächtlich, aber es kann sein, dass er uns hier und da korrigiert. Und Paulus sagt, der Heilige Geist will uns diesen besonderen Blick schenken, wir können darum bitten und wir können ganz bewusst versuchen, diese Perspektive Gottes füreinander einzunehmen.

Und dann will uns der Heilige Geist auch wegweisende Worte schenken, mit denen wir diese Perspektive Gottes vermitteln können, mit denen wir andere ermutigen und aufbauen und trösten und Orientierung geben können. Der Satz ist wahr: „Das Wort, das dir hilft, kannst du dir nicht selbst sagen.“ Und auch da ist es besonders wichtig, dass viele beteiligt sind, schon damit sich niemand eine Autorität anmaßt, die er nicht hat. Und wenn ich meine, dass ich und nur ich die Perspektive Gottes kenne, dass die Gemeinde nur diesen und keinen anderen Weg einschlagen darf, dann brauche ich die anderen besonders, die mich korrigieren. Denn die Verantwortung dafür, dass Gott bei uns zu Wort kommt, haben wir alle zusammen, die liegt nicht nur bei den Leuten, die gelegentlich auf der Kanzel stehen. Wir sind und bleiben alle aufeinander angewiesen, damit wir uns gegenseitig die Augen öffnen für Gottes Perspektive, uns erinnern an die Liebe Gottes und uns motivieren für den nächsten Schritt.

Anne Schumann